

Was wir von Menschen mit Demenz über unser Leben und den Glauben lernen können

Bei dem folgenden Text handelt es sich um die Abschrift einer Audio-Aufnahme des Vortrags mit gleichem Titel, den ich am 29.3.2017 im Rahmen der Präsentation meines Bucher „Vergessen und Erinnern. Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim“ auf Einladung von Prof. Dr. Bert Groen an der kath. theol. Fakultät der Universität Graz gehalten habe.

Ich danke Agnes Rath für die Transkription.

Franz Josef Zeßner

Der andere ist der "mögliche Riss im Sein". Seitdem ich diesen Satz auf Seite 75 im Buch *Religion und Alltag* von Henning Luther¹ gelesen habe, hängt er neben meinem Schreibtisch im Zentrum der Caritas Socialis in Wien, in einem mittelgroßen Pflegeheim, in dem ich seit 2007 als Pastoralassistent tätig bin.

Die Begegnung mit Menschen, die an Demenz leiden, kann einem das Herz zerreißen und Vorträge wie der, den ich jetzt halte, sind in der Gefahr, einer gewissen Demenz-Romantik zu unterliegen. In dem Bemühen von einer reinen Defizitperspektive auf Demenz wegzukommen, in dem Bemühen, Menschen mit Demenz als wertvolle Menschen wahrzunehmen und ihr Leben als potentiell lebenswert, liegt die Gefahr nicht zu würdigen, wie viel Leid Demenz für Betroffene und ihre Angehörigen mit sich bringt. Es ist leicht, einen Menschen, der mir in einer Einrichtung der Altenpflege begegnet mitsamt seiner Demenz als interessanten, humorvollen Mann oder als starke, weise Frau zu sehen. Ganz etwas anderes ist es, wenn ich diesen Menschen lange kenne als meine Mutter, meinen Vater, meine Ehefrau oder meinen Bruder. Es kann einem das Herz zerreißen, die Veränderungen durch Demenz erleben zu müssen.

Ich denke an meinen Großvater, den ich sehr gern gehabt habe, wie er mit 92 Jahren in seiner Wohnung gesessen ist, mit der *Presse* in der Hand - seine Zeitung, die er immer gelesen hat, die *Presse*, in der doch drinsteht, was geschieht, und jetzt ist auf einmal alles durcheinandergekommen. Er geht auf die Straße hinunter, will einkaufen, und es ist dunkel, die Geschäfte sind zugesperrt - und nichts davon steht in der *Presse*! Die Erinnerung daran, an seine Verzweiflung, die spüre ich heute noch sehr stark.

¹ Luther, Henning (1992), *Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*, Stuttgart: Radius Verlag, 75.

Ich rede heute über Demenz, über Menschen mit Demenz. Zurecht wird immer wieder die Forderung erhoben, man solle nicht über Menschen reden, sie sollen selbst sprechen. Sie sollen selbst ihre Stimme erheben können. So wichtig das ist - es ist in gewisser Weise auch ein idealistischer Gedanke. Wie soll das gehen? Es ist ja gerade die sprachliche Ausdrucksmöglichkeit, die bei Demenz in ganz besonderer Weise beeinträchtigt wird. Es ist gut, wenn Menschen in einer Phase von Demenz, in der sie das (noch) können, den Mut haben, öffentlich zu reden, wie z. B. Helga Rohra, die immer wieder auftritt und über ihre eigene Erfahrung mit Demenz spricht.² Aber es sind wenige, die das können und ich halte es nicht für sinnvoll, hier überzogene Erwartungen zu haben. Ich denke, es ist die bleibende Aufgabe noch nicht Dementer, Menschen mit Demenz nahe zu sein, sie wahrzunehmen, sie ernst zu nehmen, und das, was wir dabei erfahren, zu formulieren und in gesellschaftliche Diskussionen einzubringen.

Henning Luthers Überlegungen zur kommunikativen Struktur von Religion und Alltag sind grundlegend für das, worüber ich jetzt spreche, und so möchte ich sie einleitend kurz zusammenfassen. Über Demenz können Fachleute ein enormes Wissen aus verschiedensten Richtungen beitragen und es gibt immer mehr Betreuungs- und Pflegekonzepte, Methoden zum richtigen Umgang mit Menschen, die an Demenz leiden.

Welche Rolle haben die Betroffenen dabei? Sind sie Studienobjekte oder Adressaten von Zuwendung und Hilfe? Wer sind wir ihnen gegenüber? Wir begegnen ihnen als „Gesunde“, als Pflegende, als Therapeut_innen, als Seelsorger_innen. Für Henning Luther ist es wichtig zu sehen, dass wir ihnen auch als Erfahrungsärmere begegnen. Ich kann heute nicht wissen, ob und wann bei mir beispielsweise Alzheimer festgestellt wird. Ich muss damit rechnen, dass es einmal sein kann. Das zu sehen ist für Henning Luther die Voraussetzung für eine nicht herablassende Begegnung. Die Gesunden verstehen sich in dieser Sichtweise als solche, denen die Erfahrung noch fehlt, als Erfahrungsärmere.

Ich zitiere Henning Luther: "Weil uns Gesunden, Starken, Lebenden diese radikale Solidarität der Betroffenheit dank erfolgreicher Verdrängungsarbeit so schwer fällt, müssen wir unbetroffen Bleibende zu allererst unsere Betroffenheit lernen. Darum kann es gegenwärtig notwendig sein, dass die immer vorherrschende asymmetrische Beziehung vorerst umgekehrt wird: die ‚Helfer‘ lernen von den ‚Hilflosen‘, die Schwachen“ - in unserem Fall die von Demenz Betroffenen - „... werden zu Lehrmeistern für die Starken, Gesunden, Lebenden“³, deren Selbstverständlichkeiten dadurch in Frage gestellt werden.

² Rohra, Helga (2011), *Aus dem Schatten treten. Warum ich mich für unsere Rechte als Demenzbetroffene einsetze*. Frankfurt am Main: Mabuse-Verlag.

³ Luther, Henning (1992), *Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*, Stuttgart: Radius Verlag, 75.

Ich stelle heute mein Buch vor, das mit Unterstützung der Universität Graz und des CS-Instituts für Gerontologie und Palliative Care veröffentlicht wurde: *Vergessen und Erinnern, Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim*.⁴ Ich werde in der folgenden Stunde nicht den Inhalt dieses Buches referieren. Ich möchte heute unter einem bestimmten Blickwinkel auf den Inhalt dieses Buches schauen, nämlich unter dem Aspekt, was wir von Menschen mit Demenz für unseren Glauben und unser Leben lernen können.

Vor dem Hintergrund der Feier von Gottesdiensten in Pflegeheimen möchte ich unter fünf Stichworten im Folgenden dieser Frage nachgehen:

Zeit

Vergessen

Erinnern

Gott und

Anvertrauen

Ich habe den Vortrag zu diesem Thema einige Male gehalten. Die Stichworte waren nicht immer die selben. Ich meine, es gibt viele Themen, bei denen wir von Menschen mit Demenz etwas lernen können.

Die Frage: Wie hören wir, was Menschen mit Demenz uns zu sagen haben?, ist eine ganz entscheidende und schwierige, weil, wie schon erwähnt, es wenige sind, die auf ein Podium steigen und für sich sprechen können. Es geht wesentlich darum, auch die hör- und sichtbar zu machen, die das nicht können. Ihre Geschichten zu erzählen ist ein Weg, den ich hier gehen möchte. So stelle ich bei jedem der Abschnitte, die ich genannt habe, eine Geschichte von einem Menschen mit Demenz an den Beginn. Eine Geschichte, aus der ich etwas über meinen Glauben und mein Leben gelernt habe.

Erstes Stichwort: "**Zeit**"

Zu Beginn erzähle ich von Herrn Robert⁵: Eine Mitarbeiterin des Alzheimer Tageszentrums der CS - Caritas Socialis erzählt mir: "Ich habe Herrn Robert auf die Toilette begleitet, weil er dabei Unterstützung braucht. Als wir mit dem Händewaschen fertig sind, schaut er auf und sieht sein

⁴ Zeßner-Spitzenberg, Franz (2016), *Vergessen und Erinnern. Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim*, Freiburg: Echter.

⁵ Die Namen, die hier genannt werden, sind ebenso wie biographische Details geändert.

Gesicht im Spiegel. ‚Das ist mein Vater, der in England im Krieg war‘, sagt er, als er sein Spiegelbild sieht."

Zeit erleben Menschen mit Demenz in einer ganz besonderen Weise. Man kann das Zeiterleben von Menschen mit Demenz als "Zeitkonfusion" beschreiben und das ist ja bei Herrn Robert in gewisser Weise passiert: Er sieht sein eigenes Spiegelbild, er ist älter geworden und erkennt in diesem Bild seinen Vater. Vergangenheit und Gegenwart geraten in Konfusion. Was bedeutet für Menschen mit Demenz "Vergangenheit"? Einerseits zerbröseln die Vergangenheit mit dem Verlust der Erinnerungen. Das, was früher war, wird immer weniger zugänglich. Andererseits leben Menschen mit Demenz emotional und auch in ihren Gedanken oft in früheren Zeiten. Ein 92-jähriger Buchbindermeister ist überzeugt davon, dass sein Geschäft noch offen ist und dass er am nächsten Tag wieder dorthin und seiner Arbeit nachgehen wird. Das Geschäft gibt es schon lange nicht mehr. Eine 85-jährige Mutter geht den ganzen Tag getrieben umher, weil die Kinder auf sie warten - sie findet sie nicht. Wo sind die Kinder? sie sind doch unversorgt! – So sucht sie ihre Kinder, die in der Zwischenzeit auch schon ältere Damen und Herren geworden sind.

Auch die Zukunft gerät für Menschen mit Demenz aus dem Blick: vorzuschauen, zu planen, sich über die Zukunft Gedanken zu machen, das tun wir ja auf Basis unserer Erinnerungen, auf der Basis unseres Wissens über das Vergangene. Eine Vorstellung von Zukunft zu haben wird also aufgrund von Demenz immer schwieriger.

Die Gegenwart von Menschen mit Demenz deckt sich nicht mit der Gegenwart der anderen, wie schon erwähnt: Sie leben emotional und mit ihren Gedanken oft in früheren Zeiten.

Was bleibt, scheint mir aus meiner Erfahrung mit Begegnungen mit Menschen mit Demenz, ist eine ganz besondere Qualität von Gegenwart: der Augenblick, in dem Begegnung möglich wird. Der Augenblick, so empfinde ich immer wieder, in dem gleichsam die Zeiten zusammenfallen. Der Chronos zerbröseln, es bleibt die Erfahrung des Kairos.

Diese Art der Zeiterfahrung von Menschen mit Demenz erinnert an die Zeitstruktur des christlichen Gottesdienstes. Auch hier gibt es eine Verschränkung der Zeiten: Wir feiern Gottesdienst im Heute, tauchen ein in eine Vergangenheit, an die aber nicht einfach erinnert wird. Gottesdienst ist Feier der Erinnerung, aber in einer Weise, durch die Vergangenheit gegenwärtig wird: So wie für den an Demenz leidenden Buchbinder sein Geschäft noch offen ist und er zur Arbeit muss, so wie für die an Demenz leidende Mutter ihre Kinder noch klein und unversorgt sind, so ist für die feiernde Gemeinde die biblische Erfahrung der Befreiung Gegenwart, die Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten, ebenso wie Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu. "Das ist heute" heißt es in der Liturgie der Karwoche.

Und über die Erinnerung an Gottes Handeln in der Vergangenheit, die Gegenwart wird, tritt die Gemeinde ein in das endgültige Morgen der Vollendung der Welt, aber immer, auch das hast du erwähnt, gebrochen durch die Realität der belasteten Gegenwart. Mir scheint das eine geheimnisvolle Gemeinsamkeit zwischen der Zeiterfahrung von Menschen mit Demenz und der Verschränkung der Zeiten im christlichen Gottesdienst zu sein. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind ineinander verwoben. Diese geheimnisvolle Parallele, dieses Verwoben-Sein von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und die Präsenz aller dieser Zeiterfahrungen in der Gegenwart ist aus meiner Sicht ein möglicher Grund dafür, dass Menschen mit Demenz sich in gottesdienstlichen Feiern oft so beheimatet fühlen. Alle, die damit zu tun haben, erleben das immer wieder.

Der zweite Punkt: **Vergessen**

Hier erzähle ich von Frau Hermine:

Ich sitze beim täglichen Mittagsgebet in unserer Hauskapelle. Wie es hin und wieder vorkommt, bin ich heute allein. Da geht die Tür auf, herein kommt eine Abteilungshelferin mit Frau Hermine. Frau Hermine ist manchmal sehr unruhig und strapaziert die Nerven anderer Bewohner_innen und wohl auch der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. So hat die Abteilungshelferin sich vermutlich gedacht, es könnte für alle gut sein, wenn sie mit Frau Hermine einen kleinen Spaziergang macht. Und weil sie selbst gerne in die Kapelle geht, kommt sie mit der Bewohnerin hierher. Sie setzen sich zum Tabernakel⁶ und bleiben eine Weile still. Dann fragt Frau Hermine nach ihrem Mann Franz. Er ist vor ein paar Monaten gestorben, was Frau Hermine immer wieder vergisst. Sie hatten ein gemeinsames Zimmer bei uns im Heim bewohnt. "Wo ist mein Franz?" "Er ist im Himmel", sagt die Abteilungshelferin. Eine Weile sprechen sie über den Verstorbenen und beten ein „Vater unser“. Jetzt erinnert Frau Hermine sich wieder, dass ihr Mann gestorben ist. Nach einer Weile meint die Mitarbeiterin, es wäre Zeit, wieder zu gehen. "Gehen wir auch in den Himmel?", fragt Frau Hermine. Ihre Begleiterin findet, so weit ist es noch nicht und sie gehen zur Jause. Inzwischen ist die Frau Hermine auch schon wirklich in den Himmel gegangen, zu ihrem Franz.

Auch diese Geschichte ist ein Beispiel, wie in einer Demenz die Zeiten zusammenfallen. Das geschieht auf dem Weg des Vergessens. Dass sie 95 Jahre alt ist, dass ihr Mann tot ist und vieles andere hat Frau Hermine vergessen.

⁶ Schrank, in dem in einer katholischen Kirche die konsekrierten Hostien aufbewahrt werden.

„Mit dem Vergessen leben“, so nennen manche Menschen die Demenz, die diese Bezeichnung für diskriminierend halten und sie nicht verwenden wollen. „Mit dem Vergessen leben“, sagen sie. Wir alle - und darum überzeugt mich dieser Ausdruck nicht - wir alle leben mit dem Vergessen. Was unterscheidet das Vergessen von Demenz Betroffener von dem Vergessen, das bei uns allen allgegenwärtig ist? Wer von uns erinnert sich noch, was er letzten Mittwoch zu Mittag gegessen hat? Wissen Sie noch, wo Sie gestern ihr Fahrrad abgestellt haben? Vielleicht können manche noch das Aussehen ihrer Volksschullehrerin beschreiben. Ich kann es nicht. Viele solcher banalen Beispiele könnte man aufzählen um zu illustrieren, wie jeder und jede von uns den Großteil der Dinge, die wir erlebt haben, vergessen hat.

Besonders schmerzlich ist es, wenn ein Mensch gestorben ist und man möchte sich an ihn erinnern. Aber er verschwindet immer mehr im Vergessen. Paul Ricoeur hat vom Schöpfen aus dem Schatz des Vergessens gesprochen. Wie kann man sagen, Vergessen wäre ein Schatz? Einerseits muss man sagen, Vergessen ermöglicht überhaupt erst Leben. Wie wäre es, wie könnte man leben, wenn man sich an alles erinnern würde? Allein zu wissen, wo man an jedem Tag sein Auto geparkt hat, glaube ich, würde das Denken so belasten, dass man zu nichts anderem mehr käme. Es gibt eine Geschichte von Jorge Luis Borges, *Das unerbittliche Gedächtnis*⁷, die genau das illustriert: Er beschreibt darin einen jungen Mann, der nichts vergessen kann und dadurch zu einer Art Mumie erstarrt, weil ihn diese Erinnerungen komplett überfordern. Wie können wir aus dem Vergessen schöpfen? Vergessen ist nicht absolut, nicht bei einem gesunden Menschen und nicht bei Demenz. Alles, was wir erlebt haben, ist gespeichert in unserem Gehirn und mehr noch in unserem Körper. Und es geschieht dauernd, dass wir Vergessenes wiederfinden. So kann auch Frau Hermine in einer angemessenen Situation sich wieder daran erinnern, dass ihr Mann schon gestorben ist. Vom kleinen Wunder des Wiederfindens verlorener Erinnerungen spricht auch Paul Ricoeur. Er versteht das Vergessen nicht als die unerbittliche Vernichtung, sondern als die unvordenkliche Quelle.⁸ Was Demenz uns dabei in besonderer Weise lehrt ist, dass nur ein kleiner Teil von Erinnerung in unserem Bewusstsein zugänglich ist, auch bei jeder und jedem von uns. Vieles ist in unserem Körpergedächtnis gespeichert und kann dort auch wieder gefunden werden, in Erfahrungen der Sinne, in Gerüchen, Farben und Klängen. Auch in diesem Sinn ist Gottesdienst Feier der Erinnerung, weil alle menschlichen Sinne angesprochen werden und so lange Vergessenes lebendige Erinnerung werden kann. Das erlebe ich immer wieder bei unseren alten Menschen im Pflegeheim.

⁷ Borges, Jorge L. (2004), *Das unerbittliche Gedächtnis*, in: Borges, Jorge L. (2004), *Erzählungen 1939-1944*, Frankfurt a. M.: Fischer TB, 55-104.

⁸ Ricoeur, Paul (2004), *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen*, München: Wilhelm Fink Verlag, 155ff.

Das führt zum nächsten Punkt, bei dem es ums

Erinnern

geht, und das führt uns zur Geschichte von Frau Helene: Am 9. Mai 2012 kommt überraschend die Tochter einer verstorbenen Bewohnerin in das Dienstzimmer des Wohnbereichs Nord 2 der CS Caritas Socialis im 3. Wiener Bezirk. Sie sagt, dass heute der zweite Todestag ihrer Mutter ist, und dass es ihr ein Anliegen war, wieder einmal vorbei zu kommen und sich dafür zu bedanken, wie gut ihre Mutter in ihren letzten Lebensjahren betreut worden ist. Sie kommt herein und es beginnt ein Gespräch zwischen der Besucherin, einer Pflegehelferin und mir, dem Seelsorger. Neben anderen Themen taucht auch eine Erinnerung auf, die jedes Mal zur Sprache kommt, wenn von dieser Frau, von dieser Bewohnerin, Frau Helene die Rede ist. "Erinnern Sie sich noch, wie die Mama beim Erntedank das Brot geschnitten hat?", fragt die Tochter. Im Oktober 2009 hat der Wohnbereich wie jedes Jahr Erntedank im Speiseraum gefeiert. In einer kleinen Liturgie wurden Trauben, Äpfel und andere Früchte gesegnet, und ein großer Laib Brot, der zum anschließenden Abendessen gegessen werden sollte, wurde auch gesegnet. Frau Helene, die aus einer Familie mit sehr vielen Geschwistern von einem Bauernhof in Oberösterreich stammt, war dazu ausersehen, mit dem Messer vor dem Anschneiden drei Kreuze auf das Brot zu zeichnen, wie es in ihrer Familie Tradition war. Eine alte, von vielen Krankheiten geschwächte Frau, die schon mehrmals dem Tod sehr nah war, nimmt sie das Brot, segnet es, und anstatt es wieder beiseite zu legen, beginnt sie ein Stück nach dem anderen von dem großen Laib herunter zu schneiden. Niemand hätte ihr zugetraut, auch nur das Scherzkl abzuschneiden, aber mit großem Stolz und Freude im Gesicht schneidet sie eine Scheibe nach der anderen herunter, bis mehr als die Hälfte des Brotlaibs aufgeschnitten ist. Alle Anwesenden, besonders die Tochter, können kaum glauben, was sie sehen und freuen sich mit Frau Helene. Ein halbes Jahr später ist sie gestorben, aber bis heute wird immer wieder über dieses Erlebnis gesprochen. Aus dem im vorigen Abschnitt Gesagten geht hervor, dass Vergessen ist nicht einfach der Gegenbegriff zu Erinnern ist. Zwischen den beiden besteht ein lebendiges, ein lebensnotwendiges Wechselspiel. Aleida Assmann sagt: „Das Vergessen ist der Gegner des Speicherns, aber der Komplize des Erinnerns.“⁹ In einer Demenz geht dieses Wechselspiel weiter, wenn es auch aus dem Gleichgewicht gerät.

Wenn nicht "Vergessen", was ist dann der Gegenbegriff zu "Erinnern"? Für Eli Wiesel ist der Gegenbegriff zu "Erinnern" "Normalisierung": der endgültige Sieg der Täter über die Opfer ist

⁹ Assmann Aleida (2009), *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München: C. H. Beck, 30.

die Rückkehr zur Normalität im Vergessen dessen, was geschehen ist. - So sagt er, ein Opfer der Schoah.¹⁰ Ich denke, das hat auch heute seine Entsprechung, wenn wir ein bequemes Leben führen, während Tausende auf der Flucht um ihr Leben ringen, im Meer ertrinken, in Lagern versklavt werden.

Auch im Hinblick auf Demenz kann ich Eli Wiesels Gegenbegriff zur Erinnerung etwas abgewinnen. Menschen, die die Fähigkeit verlieren, sich zu erinnern, die nicht mehr wissen, wer sie selbst sind, die nicht mehr äußern können, was sie brauchen, sind in Gefahr, selbst vergessen und übersehen zu werden. Unter "Normalisierung" verstehe ich hier: Menschen mit Demenz leben vergessen am Rand der Gesellschaft in Einrichtung oder vereinsamt in Wohnungen. Pflegende Angehörige, professionell Pflegende und ganz besonders 24-Stunden Hilfskräfte aus Rumänien, Bulgarien oder der Slowakei betreuen sie und werden selbst kaum gesehen und gewürdigt mit der Last, die sie tragen.

Gott sei Dank gibt es momentan eine Gegenbewegung gegen diese Art Normalisierung, die Menschen mit Demenz aus dem Blickfeld rückt. Gott sei Dank gibt es viele Aktivitäten heute. Ich denke bei uns in der Caritas Socialis und in anderen Organisationen an das Projekt "Demenz-Wegbegleiter", wo Ehrenamtliche ausgebildet werden, um in die Familien zu gehen und die oft erschöpften Angehörigen für eine gewisse Zeit zu entlasten und bei den Menschen mit Demenz zu bleiben. Das ist nur ein Beispiel für viele gute Aktionen, die es heute zu dem Thema gibt.

Christlicher Gottesdienst ist Feier Erinnerung. Ich glaube, auch da ist es besonders wichtig, Menschen am Rand nicht aus dem Blick zu verlieren. *Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz* - mich hat dieses Buch von Ulrich Bach,¹¹ dem selbst behinderten evangelischen Theologen sehr beeindruckt, in dem er das ganz stark eingefordert hat.

Christlicher Gottesdienst ist Feier der Erinnerung, Feier eines gemeinschaftlichen Gedenkens an das, was Menschen von Gott erfahren haben. Wobei an erster Stelle steht, dass Gott sich an die Menschen erinnert. Das Beispiel von Frau Helene bei der Erntedankfeier zeigt mir, wie Menschen mit Demenz, wenn sie hineingenommen werden in dieses gemeinschaftliche Erinnern, auch mit ihrer eigenen Lebensgeschichte in Verbindung kommen und welche Kräfte daraus erwachsen können.

¹⁰ Wiesel, Eli (1992), *Der fünfte Sohn*, Freiburg-Basel-Wien: Herder, 90.

¹¹ Bach, Ulrich (2006), *Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz. Bausteine einer Theologie nach Hadamar*, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag

Was wir von Menschen mit Demenz über unseren Glauben und über unser Leben lernen können: Im nächsten Abschnitt möchte ich etwas über

Gott

sagen, und ich beginne mit Herrn Ludwig: Wir feiern in der Kapelle der CS Caritas Socialis die Messe zum Fest Allerseelen. Herr Ludwig kommt mit der Gruppe des Alzheimer Tageszentrums, das er dreimal in der Woche besucht, in die Kapelle. Er feiert die Gottesdienste immer in einer ungewöhnlichen Intensität mit. Die Worte des Einsetzungsberichtes spricht er oft mit dem Priester mit. Wie stark er trotz seiner kognitiven Beeinträchtigung erlebt, was geschieht, zeigt sich daran, dass er heute, an Allerseelen, am Beginn der Messe fragt: "Sind wir hier am Friedhof?" Der Priester liest das Evangelium von der Auferweckung des Lazarus aus Joh 11, vom Gespräch zwischen Jesus und Martha. Als er liest: " Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben. Glaubst du das?", sagt Herr Ludwig laut, ungewöhnlich laut auch für seine kräftige und immer laute Stimme: "Ja, ich glaube!" Der Priester muss seine Lesung so lange unterbrechen und jeder im Raum hat dieses eindrucksvolle Glaubenszeugnis gehört, bevor die Evangelienlesung mit den Worten der Martha abgeschlossen wird, fast gleichlautend mit den Worten von Herrn Ludwig : "Ja, Herr, ich glaube, dass du der Messias bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen soll!"

„Der Andere ist der mögliche Riss im Sein“, habe ich zu Beginn Henning Luther zitiert. Er hat diesen Satz formuliert im Anschluss an Emmanuel Levinas, über den zu sprechen ich mich nicht berufen fühle. Aber was ich verstanden habe, ist: der andere ist für Levinas im Kern qualifiziert als der Fremde, der Außenseiter.¹² Dieser Riss im Sein lässt mich an Georg Büchner denken, wo es Payne in der ersten Szene des dritten Aktes von "Dantons Tod" sagt: "Das ist der Fels des Atheismus, das leise Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riss in der Schöpfung von oben bis unten." Und bei Henning Luther habe ich Ähnliches gelesen, aber in einer anderen Färbung: "Der Andere, der aus der Welt fällt, wirft ein Licht auf den Riss, der durch unsere Welt geht und keine falsche, vorschnelle Versöhnung zulässt."¹³ Genau dem Riss nicht auszuweichen, dort hinzuschauen, wo Menschen leiden, wird so zur Voraussetzung für ein redliches Reden von Gott. Ich zitiere dazu noch einmal Henning Luther: "Wenn so Schmerz und Sehnsucht des Einzelnen zum Vorschein kommen, ist dies der Ort, an dem Theologie dies zur Sprache bringen, also praktisch werden kann. Eine Theologie

¹² Luther, Henning (1992), *Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*, Stuttgart: Radius Verlag, 74.

¹³ Ebd. 238.

ohne Tränen der Trauer und ohne Seufzen der Hoffnung, eine Theologie, die den Menschen in seinem Schmerz und in seiner Sehnsucht verloren hat, hat auch das, was sie für ihr eigentliches Thema halten mag, nämlich Gott, verloren."¹⁴

Was lernen wir von Menschen mit Demenz über Gott? Der amerikanische Historiker David Keck hat ein Buch geschrieben mit dem Titel *Forgetting Whose We Are, Alzheimer's Disease and the Love of God*.¹⁵ Er hat es geschrieben als Wissenschaftler - er ist Historiker mit viel theologischem Wissen - aber er hat dieses Buch vor allem geschrieben auf dem Hintergrund seiner Erfahrung als Angehöriger einer von Demenz betroffenen Mutter. Seiner Mutter Jennifer Osborn Keck Buch widmet er das Buch und schreibt in der Widmung, dass sie dieses Buch nicht lesen kann, aber immer noch alles lehren über Gottes Liebe.

David Keck nennt Demenz Alzheimer "die theologische Krankheit". Er begründet das in mehreren Punkten, von denen ich hier nur einen nennen will. Was heißt die Behauptung, der Mensch ist Ebenbild Gottes, angesichts des Verfalls der körperlichen und geistigen Kräfte bis in ein Stadium, das Naomi Feil, die Gründerin der Validationsmethode zum Verständnis von Menschen mit Demenz, "vegetieren" nennt? Wenn das nicht eine leere Behauptung ist, muss sie auch an dieser Grenze menschlichen Lebens etwas zu bedeuten haben.¹⁶ In der Demenz wird im Extrem erfahrbar, was menschliches Leben immer ist: Es ist Fragment, es ist Bruchstück.

Der Riss des Schmerzes ist für Büchner der Fels des Atheismus. Mir kommt dazu noch eine andere Assoziation: "There is a crack, a crack in everything, that's how the light gets in." Ein Bruch, ein Riss in allem, auf diesem Weg kommt das Licht herein. Leonard Cohen, der im Herbst 2016 verstorbene jüdisch-kanadische Poet, ist hier ganz nahe an einem zentralen christlichen Gedanken. Gerade an den Rissen und Brüchen ist Gott zu erfahren. "Ich glaube!", hat Herr Ludwig für mich und viele überzeugend gesagt. Er und seine Frau haben viel Schlimmes mitgemacht durch seine Demenz. Heute kann er sagen: "Ich glaube!" Vielleicht spürt er dabei etwas von dem Geheimnis, das der Priester Tomas Kaupeny in einem der Interviews, die ich für mein Buch geführt habe, so beschrieben hat: "Wenn schon ein Archäologe aus einem einzigen Scherben so viel sehen kann und spüren kann, dass er das Gefäß als Ganzes erfasst und etwas über seinen Sinn, seinen Zweck, seine Beschaffenheit, über sein Lebensalter, vielleicht auch über die Umstände, denen es ausgesetzt war, aussagen kann - wenn das schon ein Archäologe kann aufgrund eines einzigen Scherbens, wie viel mehr wird der liebe Gott, wenn er diese

¹⁴ Ebd. 252.

¹⁵ Keck, David (1996), *Forgetting Whose We Are. Alzheimer's Disease and the Love of God*, Nashville: Abingdon Press.

¹⁶ Ebd. 17.

Scherben sieht, in jedem Scherben das Ganze sehen, und all dein Beten und dein ganzes Herz.“¹⁷

Ich komme zum letzten Punkt, in dem es um das

Anvertrauen

Geht. Ich möchte hier von meinem Konzept ein bisschen abweichen und die Geschichte von Frau Rosa an den Schluss dieses Abschnitts stellen.

Anvertrauen: Vielleicht ist Demenz heute so stark im Gespräch, weil es eine Seinsweise ist, die provoziert. Sie stellt die Leitwerte unserer Gesellschaft in Frage: Freiheit und Autonomie. Wollen wir so leben? Abhängig von Hilfe? Abhängig vom Wohlwollen anderer? Viele Zeitungsartikel und Filme, die in der letzten Zeit erschienen sind, tendieren eher zu der Antwort: "Nein, so wollen wir nicht leben!" Immer wieder wird die Tötung eines Menschen mit einer fortgeschrittenen Demenz als beste Möglichkeit in den Raum gestellt. Eine Orientierung an den Leitwerten unserer Zeit, Leistung, Unabhängigkeit, Selbstbestimmung – und diese Tendenz erlebe ich gerade auch in der Demenz-Szene – bringt die Gefahr mit sich, dass durch das unaufhaltsame Fortschreiten der Demenz, die Sicherheit des kommenden Todes, die Zustimmung zum Leben verloren geht.

In der Erfahrung von Abhängigkeit gibt es eine Parallele zwischen Kindern und vielen sehr alten Menschen: Beide sind darauf angewiesen, dass jemand ihre Bedürfnisse wahr- und ernstnimmt, sie brauchen Hilfe, um überleben und gut leben zu können.

Seit Platon gibt es diese Vorstellung einer Parallelität zwischen der Kindheit und dem sehr hohen Alter. Es gibt aber große Unterschiede. Arno Geiger hat in seinem Buch "Der alte König in seinem Exil" sehr deutlich protestiert gegen diese Parallelsetzung von Kindern und alten Menschen mit Demenz. Fast wortgleich hat sich Romano Guardini schon 1953 gegen diesen Vergleich gewendet in seinem Buch "Die Lebensalter". Dort schreibt er: "Man hat von der Phase des Lebens, die auf den ‚weisen Menschen‘ folgt, gesagt, sie sei die zweite Kindheit. Das ist eine jener sentimental Unwahrheiten, mit denen man den Tatsachen des Lebens auszuweichen pflegt. In Wahrheit beschränkt die Ähnlichkeit des ganz alten Menschen mit dem Kinde sich auf recht äußerliche Momente.

Gewiss ist das Kind schwächer als der Erwachsene, weniger fähig sich zu schützen und durchzusetzen, das alles aber in einem beständig abnehmenden Maß. Es steht am Anfang, die Dominante seiner Wertfigur bildet das Wachstum, sein Lebensvorgang ist ein Steigen, er führt in die

¹⁷ Zeßner-Spitzberg, Franz (2016), *Vergessen und Erinnern. Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim*, Freiburg: Echter, 42.

Höhe. Dafür steht Zeit zur Verfügung. Das Kind hat Zukunft. Der Ton seines Lebens ist daher einigermaßen, normale Bedingungen vorausgesetzt, die Erwartung.

Von diesem Charakter ist der der senilen Lebensphase nicht nur verschieden, sondern er widerspricht ihm einfach. Sein Ton besteht gerade darin, dass keine wirkliche, im Leben selbst liegende Erfüllung mehr erwartet wird. Alles ist nur noch da. Und die Lebensbemühungen gehen darauf, das noch Vorhandene zu erhalten und den Vorgang des Abnehmens zu verlangsamen. Ein hilfsbedürftiges Kind weckt den Instinkt der Fürsorge, schenkt Freude, macht glücklich, und wenn es auch hier manchmal Überforderung gibt, so doch nicht in dem Ausmaß wie in der Pflege alter Menschen, wo auch Empfindungen wie Scham und Ekel manchmal nicht zu vermeiden sind.“¹⁸

Frau Lotte, eine Bewohnerin unseres Heimes in Wien, ist in der vorvorletzten Periode noch zur Vorsitzenden des Pfarrgemeinderats ihrer Pfarre gewählt worden. Im Pfarrblatt hat sie damals geschrieben: "Entscheidend ist, diese Wege mitzugehen, wie ein Kind, das seinem Vater die Hand reicht, zuerst innerlich ein wenig widerspenstig, aber dann doch voll Vertrauen." Heute spricht sie kaum noch und geht am Gang des Pflegeheimes auf und ab. Wie würde sie heute über das denken, was sie damals geschrieben hat?

Wenn wir von diesen Überlegungen zum Thema Demenz her über unser Leben nachdenken, dann können wir die Frage stellen, ob Freiheit und Autonomie nicht *immer* Illusion sind, in jeder Phase des Lebens. Ob wir nicht *immer* von anderen abhängig und auf ihre Zuwendung angewiesen sind. Nicht Abhängigkeit zu beklagen, sondern sich anvertrauen zu üben: Diesen Wechsel in der Blickrichtung zu lernen, scheint mir eine Lebensaufgabe zu sein und die wichtigste Lehre, die ich aus dem Zusammensein mit Menschen mit Demenz ziehe. Ganz oft ist der Weg durch die Demenz genau das: ein Weg durch viele Kämpfe zu einer vertrauensvollen, dankbaren Nähe.

Ich möchte abschließend zum Thema "Anvertrauen" eine etwas längere Geschichte vorlesen. Auch eine Geschichte zum Thema, dass Gottesdienst nicht an den Kirchtoren endet, sondern überall stattfinden kann. So ist auch diese Geschichte nicht in einer Kapelle oder in einem Pflegeheim angesiedelt. Meine Frau hat fünfeinhalb Jahre als Heimhelferin in der Hauskrankenpflege gearbeitet hat Von ihrem allerletzten Arbeitstag in diesem Beruf, in dieser Arbeit, hat sie dieses Erlebnis berichtet.

¹⁸ Guardini, Romano (2010), *Die Lebensalter. Ihre ethische und pädagogische Bedeutung*, Kevelaer: topos, 14. Auflage, 63. Vgl. Geiger, Arno (2011), *Der alte König in seinem Exil*, München: Carl Hanser-Verlag, 14.

Das letzte Abendmahl mit Frau Rosa, heißt die Geschichte:

„Fast zwei Jahre lang habe ich Frau Rosa betreut, eine kleine, zarte Frau, die Wirbelsäule stark verbogen, wortkarg, in sich gekehrt.

Heute ist Frau Rosa 92 Jahre alt. Vor zwei Monaten habe ich mich um eine neue Stelle beworben und sie auch bekommen und jetzt muss ich Abschied nehmen. Ich schiebe das hinaus, weil ich ja auch noch Zeit habe, in paar Wochen bis zum Urlaub und dann noch eine Woche, in der ich sicher wieder bei Frau Rosa eingeteilt werde.

Wann ist der richtige Zeitpunkt? Irgendwann weiß Frau Rosa, dass ich weggehe, eine Kollegin hat es ihr kurz vor meinem Urlaub erzählt. Frau Rosa spricht mich darauf an, will alles genau wissen und sagt immer wieder, wie traurig sie darüber ist. Jetzt ist es heraußen und bei jeder Begegnung Gesprächsthema. In meiner letzten Arbeitswoche bin ich dann wirklich noch sehr oft bei Frau Rosa. Die Begegnungen sind herzlich, aber ihre Trauer ist immer zu spüren. Ich wollte ihr das nicht antun und war ihr gegenüber immer auf einen gewissen Abstand bedacht. Aber Bindungen entstehen, wachsen und sind eigentlich nicht zu verhindern. Es gehört für mich zu den größten Wundern, dass sehr alte Menschen in der Lage sind, intensive und vertrauensvolle Beziehungen aufzubauen, die sie in der ganzen Bandbreite der Gefühle ausleben. Wenn so eine Beziehung zu Ende geht, ist auch die Trauer groß.

30.7.: Ich bespreche mit Frau Rosa, dass ich morgen das Mittagessen für sie aus dem Gasthaus holen werde. Sie trägt mir auf dem Wirt zu sagen, dass sie gerne ein Schnitzel hätte. Noch nie hat sie etwas Spezielles bestellt, immer gegessen, was der Wirt geschickt hat, manchmal mit Vergnügen, manchmal nur ganz wenig, wenn es nicht nach ihrem Geschmack war. „Das ist das letzte Mal, dass Sie kommen, oder?“ „Ja, und nicht nur das, es ist mein allerletzter Einsatz nach fünfeinhalb Jahren als Heimhilfe!“

31.7.: Der Wirt hat wirklich ein Schnitzel gemacht, deshalb bin ich auch ein bisserl spät dran. „Das ess´ ma jetzt mitanand, auf zwei kleine Teller. Woll´n S´ a Suppn a?“, fragt Frau Rosa. Nein, ich kann sie überzeugen, dass die Suppe zu wenig ist für zwei, aber das Schnitzel teile ich, von ihr hoffentlich unbemerkt, in drei Teile. Es soll ja etwas für morgen übrigbleiben! Den Salat essen wir gemeinsam aus dem Schüsserl. Ganz nahe sitzen wir beisammen, weil ich ihr ja die Schnitzelstücke auf die Gabel spießen muss, langsam und bedächtig geht es zu. Frau Rosa findet immer wieder, dass mein Stück eigentlich zu klein ist, was ja stimmt, weil ich unbedingt einen Teil aufheben wollte. Am schwierigsten ist der Salat, oft fällt er von der Gabel, bevor er den Mund erreicht. Immer wieder halte ich den Teller unter Frau Rosas Kinn, damit sie sich nicht anpatzt. Frau Rosa lobt das Schnitzel, den Salat. Dann sagt sie: „Wenn uns zwei wer so sieht! Werden Sie, wenn Sie fort sind, noch daran denken?“ Viel isst Frau Rosa heute nicht,

weil ich nach ihrer Meinung nur wenig hatte, schenkt sie mir, was auf ihrem Teller übrigbleibt. Essen kann eine intime Angelegenheit sein. Dann der Wein. Frau Rosa trinkt immer ein Glas nach dem Essen und heute, zum ersten und letzten Mal, trinke ich mit. Es ist ein leichter, herber Weißwein. Bei jedem Schluck prostern wir einander zu, und weil ich mir ein kleines Glas ausgesucht habe, muss ich mir zweimal nachschenken, es ist ja genug da. Dazu gibt es ein Stück Kaffeeroulade. Frau Rosa findet, das passt gut zusammen und das finde ich auch. Jetzt kommt der Abschied, eine feste Umarmung. Frau Rosa flüstert: ‚Warum gehen Sie weg?‘ ‚Das wissen´S doch, oder?‘ ‚Ja, ich weiß es und ich wünsche Ihnen alles Gute für Ihr neues Leben.‘ Keine Bitte, sie doch bald zu besuchen, kein halbherziges Versprechen meinerseits. Mit diesem Segen gehe ich zur Tür hinaus.“

Ich danke Ihnen fürs Zuhören.